

Islam in 20 Miniaturen

Hans Zirker

1. Islam	2
2. Allah	3
3. Offenbarung	4
4. Koran	5
5. Mohammed	6
6. Die Überlieferung: Sunna	7
7. Die Gemeinschaft der Gläubigen: Umma	8
8. Die Weisung des Lebens: Scharia	9
9. Dschihad	10
10. Das Gebet	11
11. Ramadan	12
12. Mekka	13
13. Mann und Frau	14
14. Gläubige und Ungläubige	15
15. Die Leute der Schrift	16
16. Jesus	17
17. Das Gericht	18
18. Die paradiesischen Gärten	19
19. Gottes schönste Namen	20
20. Die 93. Sure „Der lichte Morgen“	21

1. Islam

Religionen tragen Namen. Doch nicht immer sagen diese so Wesentliches aus wie „Islam“. Dieses Wort ist bereits im Koran, der Heiligen Schrift der Muslime, von zentraler Bedeutung. Dabei bezieht es sich nicht schon von vornherein auf eine bestimmte Glaubensgemeinschaft, sondern bezeichnet zunächst eine religiöse Grundhaltung: „Islam“ heißt „Hinwendung“ zu Gott, „Ergebenheit“ in seine Verfügung und meint letztlich dasselbe wie „Glauben“. Ein „Muslim“ ist also im wörtlichen Sinn jeder, „der sich auf Gott hin ausrichtet“, „sich ihm überlässt“. So bekennen im Koran die Jünger Jesu, dass sie „an Gott glauben“, ihm „ergeben (*Muslime*)“ sind (3,52). Und denen, die sich auf Abraham berufen, sich dabei aber in Rivalität voneinander absetzen, hält der Koran entgegen: *„Abraham war weder Jude noch Christ, sondern ein aus innerstem Wesen Glaubender, gottergeben – Muslim –.“* (3,67).

Nach islamischem Verständnis ist dieser Glaube, in dem die Menschen Gott als ihren Herrn anerkennen, jedem von der Schöpfung her eingestiftet. Von daher ist jeder, in welcher Zeit und Kultur er auch lebt, zunächst Muslim – *„gemäß der Natur, in der Gott die Menschen erschaffen hat“* (30,30).

Aufgrund dieser ursprünglichen Bedeutung von „Islam“ empfinden Muslime es als völlig abwegig, wenn man sie hie und da nach dem letzten ihrer Propheten „Mohammedaner“ nennt wie die Christen nach Christus, die Buddhisten nach Buddha, die Juden nach Juda, dem Sohn Jakobs und Stamm Israels. Der Islam trägt in seinem Namen keinen derart veranzelten historischen Bezug, sondern verweist auf die nach seiner Überzeugung fundamentale und alle Menschen verbindende religiöse Orientierung.

Damit wird freilich auch ein Grundproblem des Islam erkennbar: dass er einerseits seinem Namen und Begriff nach universale, allen geschichtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen überlegene Bedeutung beansprucht, andererseits jedoch unverkennbar eine einzelne Religion neben anderen ist – mit seinen besonderen historischen Herkünften, kulturellen Charakterzügen und damit auch Überzeugungsgrenzen. Die Eigenheiten der konkreten Religion stehen der beteuerten Allgemeingültigkeit von „Islam“ entgegen und drängen immer wieder zu Auseinandersetzungen und zur Verständigung.

2. Allah

Fast jede Sure des Koran wird mit dem Bekenntnis eröffnet: „*Im Namen Gottes, des Allerbarmenden und Barmherzigen*“ – oder sollte man nicht besser sagen: „Im Namen Allahs“? Hört und liest man nicht immer wieder, dass so „der Gott der Muslime“ heiße? In der Tat hält der islamische Sprachgebrauch weithin an diesem arabischen Wort fest; denn zu „Gott“ gibt es grammatisch die Mehrzahl „Götter“, der polytheistische Gedanke aber sollte schon im Ansatz verwehrt sein. Dem kommt der Name „Allah“ (mit der Bedeutung „der Gott“) entgegen: Er verweigert sich dem Plural und verweist auf den Einen, von dem es im Koran heißt: „*Nichts ist ihm gleich*“ (42,11), und: „*Er hat keinen Partner*“ (6,163). Dabei setzt sich der Islam auch vom christlichen Glauben ab, der sich zwar ebenfalls zu dem einen Gott bekennt, aber dann auch von „Gottes Sohn“, gar von einer göttlichen Dreiheit spricht.

Dennoch ist „Allah“ kein exklusiv islamischer Gottesname: Erstens verehrte man zur Zeit Mohammeds in Arabien neben Allah auch eine Göttin Allat (und noch weitere Göttinnen und Götter). In einem derart vielgestaltigen Götterhimmel nahm Allah nur den Rang eines obersten Gottes ein. Zweitens sagen aber auch die arabisch sprechenden Christen für „Gott“ von jeher „Allah“, und so lesen sie es in ihrer Bibel. Diese Benennung ist demnach keine Eigenheit nur des Islam.

Dass man in unseren Medien trotzdem ständig das arabische Wort gebraucht, wenn es um Muslime geht, hat einen hintergründigen Sinn: Das schafft Distanz, wirkt befremdlich, soll vielleicht sogar Ängste auslösen. Bezeichnend dafür sind etwa Buchtitel wie „Allahs Krieger“, „Allahs Rache“, gar „Die Bombe Allahs“. Damit will man nicht dem besseren Verständnis dienen, sondern Emotionen wecken.

Wie ganz anders spricht, in enger Anlehnung an den Koran, das Zweite Vatikanische Konzil von den Muslimen, „die den einzigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat“ (Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen, Nr. 3). Das Konzil lässt keinen Zweifel daran, dass in seiner Sicht dieser Gott, arabisch „Allah“, trotz aller Verständnisunterschiede und Verständigungsschwierigkeiten letztlich der ist, auf den sich auch der jüdische und der christliche Glaube beziehen.

3. Offenbarung

Nach islamischem Glauben ist die Welt voller Zeichen, in denen sich Gott kundtut. Wer sein Leben als Geschenk erfährt, von Gemeinschaft getragen, mit Gütern der Erde versorgt, aber auch in Pflicht genommen und zur Verantwortung gerufen, der sollte in die Frage des Koran einstimmen können: *„Welche der Wohltaten deines Herrn willst du denn bestreiten?“* (53,55) Alles, was uns gegeben ist, ruft in solcher Sicht zum Glauben; denn: *„Darin sind Zeichen für Leute, die nachdenken.“* (30,21). So sollte die Welt lesbar sein wie ein Buch, vernehmbar wie eine Rede – als Gottes erste und stets gegenwärtige Offenbarung, die unüberbietbar zu erkennen gibt: *„Gott ist das Licht der Himmel und der Erde.“* (24,35)

Wenn die Menschen dies nur immer bedacht hätten, dann hätte es keiner weiteren Offenbarung mehr bedurft, sie hätten nicht vergessen, dass Gott ihr Schöpfer und Herr ist, der sie barmherzig in Händen hält, sie führt, aber auch fordert und einst zur Rechenschaft ziehen wird. Doch weil die Menschen immer wieder Augen, Ohren und Herz verschließen, so dass sie Gottes Botschaft nicht mehr erkennen, brauchen sie die *„erinnernde Mahnung“* (6,90) durch die Propheten. In ihr wird nichts für den Glauben Neues verkündet, sondern nur bestätigt, *„was euch schon vorliegt“* (2,41). Deshalb sollen die Gläubigen keinen Propheten über die anderen erhöht sehen, auch nicht Mohammed, sondern bekennen: *„Wir glauben an Gott, an das, was zu uns, zu Abraham, Ismael, Isaak, Jakob ... herabgesandt und was Mose und Jesus gegeben worden ist ... Wir machen bei keinem von ihnen einen Unterschied.“* (2,136)

Außer der Aufgabe, den wahren Glauben in Erinnerung zu rufen, kann den Propheten jedoch auch noch die andere zukommen, ihre jeweilige Gemeinschaft zu leiten wie etwa Mose das Volk der Israeliten. Dabei sprechen sie ebenfalls in Gottes Auftrag und repräsentieren seine Autorität; aber Gottes Wort erhält hier anderen Charakter: Es umfasst gesetzliche Anordnungen, soziale Weisungen und politische Urteile, die auch nach muslimischer Auffassung nicht in jedem Fall für alle Zeit gültig sein müssen. Ob und bei welchem Punkt man dies freilich auch vom Koran annehmen dürfe, der sich doch an alle Welt richtet und mit dem die Sendung von Propheten als beendet gilt, ist eine für den Islam brisante Frage.

4. Koran

Im Unterschied zur Bibel, die zahlreiche Schriften aus vielen Jahrhunderten enthält, mit unabsehbar weit reichenden Traditionen, von verschiedenen, oft unbekanntem Autoren, wurde der Koran innerhalb von etwa zwei Jahrzehnten (610–632 n. Chr.) durch einen einzigen Propheten verkündet und teilweise schon zu dessen Lebzeiten, insgesamt aber bald nach seinem Tod schriftlich festgelegt. Er umfasst 114 Hauptstücke, „Suren“ genannt, teils aus Mohammeds Wirkungszeit in Mekka, teils aus der in Medina. In der Reihenfolge stehen die früheren Suren, die in ihrer Kürze und Sprachgewalt besonders beeindruckend, zumeist hinter den späteren (deshalb beginnt man, wenn man sich in den Koran einlesen will, am besten von seinem Ende her). Einen eigenen Charakter trägt die erste Sure „Die Eröffnung (*al-fātiḥa*)“, das wichtigste muslimische Gebet.

„Koran“ bedeutet im Arabischen „Vortrag“, „Rezitation“, „Lesung“. Das verweist darauf, dass die einzelnen Stücke dieses Buchs von vornherein zur öffentlichen, in erster Linie gottesdienstlichen Verkündigung bestimmt waren. Nach muslimischem Verständnis wie nach der literarischen Form des Koran ist nicht Mohammed sein Autor, sondern Gott. Häufig bringt er sich in der ersten Person zur Sprache und redet seinen Gesandten an: „*Wir haben dir die Schrift mit der Wahrheit hinabgesandt.*“ (4,105) – „*Tu meinen Dienern kund, dass ich der Vergebende und Barmherzige bin!*“ (15,49)

Für gläubige Muslime ist der Koran die grundlegende Orientierung ihres Lebens, zugleich aber auch ein unübertreffliches Kunstwerk, „*die schönste Botschaft*“ (39,23). Diese Erfahrung ist freilich gebunden an seine arabische Sprachgestalt, seine liturgische Rezitation und die intensive Vertrautheit seiner Hörer. Übersetzungen und private Lektüre können deshalb nur verständnisvolle Annäherungen sein.

Mit der Anrede „*Ihr Leute der Schrift*“ richtet sich der Koran auch an Juden und Christen. Sie sollten erkennen, dass er ihnen „*die Tora*“ des Mose und „*das Evangelium*“ Jesu bestätigt, dabei aber auch viele angebliche Änderungen und Verfälschungen korrigiert. Dem konnten sie nicht folgen. So entzündeten sich am Koran von vornherein Ablehnung und Widerspruch. Doch wer sich davon den Blick völlig gefangen nehmen lässt, dem bleibt die große religiöse und kulturelle Bedeutung dieses Buchs verschlossen.

5. Mohammed

Keine Gestalt der Weltgeschichte ist so gegensätzlich beurteilt worden wie Mohammed. Während diejenigen, die ihm folgen, ihn als Gottes „*Freudenboten und Warner*“ (17,105) anerkennen, „*gesandt als Barmherzigkeit für alle Welt*“ (21,107) und „*schönes Vorbild*“ (33,21), verbreitete man von ihm auf christlicher Seite viele Jahrhunderte hindurch Zerrbilder eines machtgierigen, genussüchtigen, von Dämonen besessenen und kranken Menschen. Dass dies hässliche Karikaturen waren, musste man einsehen. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass Mohammed zutiefst von seiner prophetischen Berufung ergriffen war, auch wenn wir die zugrunde liegenden Erfahrungen nicht aufdecken können.

Um das Jahr 610 n. Chr. konfrontierte Mohammed seine Heimatstadt, das Handels- und Wallfahrtszentrum Mekka, mit der Botschaft, dass Gott, der Schöpfer von Himmel und Erde, die Menschen unausweichlich vor sein Gericht rufen wird, um sie nach ihrer Gerechtigkeit zu befragen: nach ihrer Unterstützung von Armen, Waisen und Unterdrückten, nach ihrer Achtung der Eltern, nach der Ehrlichkeit ihrer Handelsgeschäfte usw., schließlich bei all dem nach ihrer Anerkennung oder Abweisung des einen Gottes. Diese Ankündigung des Gerichts traf nicht nur die Bewohner Mekkas in ihrem Selbstbewusstsein, sondern griff auch die bei ihnen verehrten Götter und Göttinnen an.

Je mehr Mohammed Gehör und Gefolgschaft fand, desto gefährlicher wurde für ihn die Lage. 622 emigrierte er mit Gefährten nach Medina, einer von Stammesfehden betroffenen Stadt, die ihm anbot, das gefährdete Gemeinwesen zu leiten. Er übernahm diese Verantwortung und wurde damit vor schwierige Probleme gestellt, auch zu umstrittenen Maßnahmen veranlasst. Nach außen hatte er auf kriegerische Gefährdungen zu reagieren, im Inneren politische Spannungen zu bewältigen und eine Fülle rechtlicher Regelungen zu treffen – in Fragen der Erbschaft, der Stellung der Frauen, des Handels, der verantwortbaren Kriegsführung usw. Dabei sah er sich nach wie vor in erster Linie verpflichtet, die Menschen vor Gottes Anspruch zu stellen und an das jenseitig-letzte Ziel ihres Lebens zu erinnern.

Was Mohammed als Gottes Wort verkündete und selbst in Wort und Tat lehrte, gilt gläubigen Muslimen als die unüberbietbar zuverlässige Weisung guten Lebens. So ist er für sie „*das Siegel der Propheten*“ (33,40), Bestätigung und Abschluss der Offenbarungen Gottes.

6. Die Überlieferung: Sunna

Das grundlegende Fundament seines Glaubens hat der Islam im Koran. Doch schon von Anfang an wurde deutlich, dass dieses Buch für sich allein nicht genügt, sondern auf die vielfältigen und wechselnden Situationen des Lebens hin ausgelegt werden muss. Entscheidende Autorität bekamen dabei die Erinnerungen an den Propheten. In Tausenden kleiner „Erzählungen“ (Hadithen) suchte man von Mohammeds ersten Gefährten her zu überliefern, was er in Wort und Tat gelehrt oder durch sein Verhalten beispielhaft vorgelebt hat. In ihrer Gesamtheit bilden diese Traditionen, aufgezeichnet in einer Reihe umfangreicher Werke, „die Sunna“ (wörtlich: „das übliche Verhalten“). Nach ihr nennen sich etwa 90 % der Muslime „Sunniten“, obwohl sich auch die von ihnen getrennten Schiiten in großem Maß auf prophetische Überlieferungen beziehen.

Die Sunna gilt neben dem Koran als die zweite Quelle des Glaubens, der Moral und des Rechts. Sie soll im Prinzip das gesamte Leben regeln, das privat-intime wie das familiäre und das öffentliche, den Gottesdienst wie die sozialen Aufgaben, die Wirtschaft, die Politik usw., die islamische Gemeinschaft in ihrem Inneren wie in ihren Außenbeziehungen. Freilich ergaben sich daraus für den Islam drei grundlegende Probleme: Erstens erkannte man schon früh, dass nicht alle Überlieferungen miteinander übereinstimmen und gleichermaßen zuverlässig sind. Deshalb bemühte man sich in kritischen Verfahren, die sicheren von den weniger vertrauenswürdigen oder gar erfundenen zu unterscheiden. Dies führte jedoch zu keinen einhelligen Ergebnissen. Die Überlieferungen blieben trotz eines allgemein anerkannten und tragfähigen Grundbestandes vielstimmig, uneinheitlich, gar gegensätzlich. Zweitens sah man sich immer wieder vor Fragen und Probleme gestellt, für die aus der Tradition keine eindeutigen Antworten und Lösungen zur Verfügung standen. Drittens gibt es schließlich bis heute häufig Auseinandersetzungen darüber, inwieweit das, was früher galt, für alle Zeiten und Kulturen verbindlich bleiben müsse.

Die Orientierung an der Sunna gewährt dem Islam also nicht nur Zusammenhalt, Ordnung und Gewissheit, sondern lässt sie auch Uneinigkeit und Unsicherheiten erfahren. Deshalb müssen sich aber auch Nichtmuslime immer wieder ins Bewusstsein rufen, dass es „den“ Islam als eine gleichförmige und geschlossene Größe nicht gibt.

7. Die Gemeinschaft der Gläubigen: Umma

Dass Gott die Menschen auf Gemeinschaft hin erschaffen hat, gehört zum Grundbestand des islamischen Glaubens. Dem steht aber entgegen, dass unsere Welt immer wieder zu tiefst zerstritten ist. Dieser Zwiespalt bestimmt den Koran: *„Die Menschen waren nur eine einzige Gemeinschaft. Doch sie wurden uneins.“* (10,19) Unmittelbar vor Augen hat er dabei die zerstörerischen Fehden der arabischen Stämme, aber auch die Zwietracht von Juden und Christen sowie der Christen untereinander, *„die ihre Religion gespalten haben und zu Parteien geworden sind“* (30,32). Mit der Sendung des Propheten und der Verkündigung des Koran sollten diese Feindschaften und Zerrüttungen überwunden werden. Das hoffnungsvolle Ziel heißt „Umma“ (nur unbeholfen zu übersetzen mit „Volk“, „Gemeinschaft“, „Gemeinde“): *„Die an Gott und seinen Gesandten glauben“* (24,62), sollten in allen Dimensionen ihres Lebens, also auch in politischer Hinsicht, geeint sein.

Der Koran sieht diese Hoffnung ansatzweise schon bei denen erfüllt, die Mohammed folgen: *„Gedenkt der Gnade Gottes euch gegenüber, als ihr Feinde wart und er eure Herzen untereinander verbunden hat, so dass ihr durch seine Gnade Brüder geworden seid. Ihr wart am Rand einer Feuergrube, da hat er euch vor ihr gerettet.“* (3,103) Wenige Verse später wird den Muslimen gar gesagt: *„Ihr seid die beste Gemeinschaft, die für die Menschen hervorgebracht worden ist: Ihr gebietet das Rechte, untersagt das Verwerfliche und glaubt an Gott.“* (3,110) Freilich sollen sich die Gläubigen bewusst bleiben, dass ihre Bewährung noch ausseht. Deshalb werden sie gefordert und gemahnt: *„Aus euch soll eine Gemeinschaft entstehen ... Seid nicht wie die, die sich gespalten haben und uneins geworden sind ...!“* (3,104f)

Es ist für den Islam ein schweres Trauma, dass er schon bald nach Mohammeds Tod selbst in verfeindete Parteien zerfiel und der Welt auch die Zwietracht vorstellte, über die er hinausführen sollte. Um dem entgegenzuwirken, schreiben immer wieder einzelne Gruppen das Ziel der Umma in ihr politisches Programm, machen es dabei aber zum Instrument ihrer Sonderinteressen und lassen es so nur noch fragwürdiger erscheinen. Doch trotz aller Enttäuschungen bleibt die Umma im Islam Ideal und Aufgabe, begleitet von Differenzen darüber, welche Erwartungen realistisch und verantwortbar sind.

8. Die Weisung des Lebens: Scharia

Zu den Wörtern, die das verbreitete Bild des Islam stark verdunkeln, gehört „Scharia“. Meistens denkt man bei diesem Begriff für die islamische Rechtsordnung an einige außergewöhnlich harte Strafmaßnahmen, die Benachteiligung der Nichtmuslime und die ungleiche Stellung von Mann und Frau. Aber diese Sicht ist zu schmal. Im Islam gilt die Scharia als eine ideale Weisung, die das gesamte Leben der Gläubigen bestimmen sollte, von der persönlichen Innerlichkeit, die aller äußeren Kontrolle entzogen ist, bis zu den staatlichen Verhältnissen. Ihre Hochschätzung drückt sich bildhaft in ihrem Namen aus: „Scharia“ heißt der „Weg zur Tränke“.

Fundament dieser Lebensordnung ist nach islamischem Verständnis der Koran. Doch schon in früher Zeit bildeten sich unterschiedliche Rechtstraditionen und Rechtsschulen aus. Nie wurde die Scharia in einem Gesetzbuch zusammengefasst, nie von einem Staat in all seinen Bereichen realisiert. So ist sie in erster Linie eine Instanz der Rechtsgelehrten, die sich bemühen, der Tradition die gemeinsam verbindlichen Maßstäbe zu entnehmen. Zweitens ist sie aber auch – vielgestaltig und bruchstückhaft, begleitet von Kompromissen – Orientierung des muslimischen Lebens: Sie bestimmt die religiösen Pflichten (darunter die fünf „Säulen des Islam“: das Bekenntnis zum einen Gott und seinem Gesandten Mohammed, das Gebet, das Fasten, die Sozialsteuer, die Wallfahrt) und die zwischenmenschlichen Beziehungen (Familie, Handel, Gerichtswesen u.a.). Schließlich ist die Scharia drittens gelegentlich ein politisches Instrument, mit dem sich einzelne Gruppen oder Machthaber religiös zu legitimieren und gewaltsam durchzusetzen versuchen. Dieser letzte Fall erweckt zumeist weltweite Aufmerksamkeit und überdeckt die viel weiter reichende Bedeutung dieser moralischen und rechtlichen Ordnung.

Das wesentliche Problem der Scharia ergibt sich jedoch nicht aus einzelnen spektakulären Gesetzen, sondern aus der Frage, ob ein religiöses Recht angesichts der Vielfalt persönlicher Einstellungen und Lebensstile, öffentlicher Interessen und politischer Ziele überhaupt einem staatlichen Gemeinwesen angemessen sein kann. Unter demokratischen Voraussetzungen ist dies nicht denkbar. Religiöses Sonderrecht bleibt hier der privaten Verantwortung überlassen und staatlichen Gesetzen untergeordnet.

9. Dschihad

Wenn heutzutage vom Islam die Rede ist, fällt bald auch das Stichwort „heiliger Krieg“. Doch nie wird im Islam ein Krieg „heilig“ genannt. Diese Sprechweise stammt aus der Bibel, wo etwa der Prophet Joel die Völker auffordert: „Ruft den heiligen Krieg aus!“ (Joel 4,9) Durch die Kreuzzüge ging dies in den christlichen Wortschatz ein. Im Islam dagegen darf niemand und nichts „heilig“ genannt werden außer Gott. Krieg gar ist ein Übel, selbst wenn er von den Umständen her gefordert sein sollte.

Die Gruppe derer, die Mohammed als Prophet anerkannten, wurde schon in Mekka heftig angefeindet. Mit dem Aufbau eines muslimischen Gemeinwesens in Medina verschärfen sich die Konfrontationen und führten zu kriegerischen Auseinandersetzungen, auf die sich der Koran gelegentlich auch mit dem Wort „Dschihad“ bezieht. Dieses bedeutet „Einsatz“, „Anstrengung“ – nicht nur kriegerischer Art. So ist in Sure 25, 52 vom „Dschihad“ des Propheten bei der Verkündigung des Koran die Rede. In der islamischen Ethik meint der Begriff des „großen Dschihad“ den sittlichen Kampf gegen die eigenen Schwächen und Fehler. Doch traditionell bezeichnet „Dschihad“ vor allem den Krieg gegen äußere Feinde.

Die Mitmenschen zu schützen, notfalls auch durch kriegerische Aktionen, ist für den Islam eine Gemeinschaftspflicht, manchmal verbunden mit der Vorstellung, dass dem Islam die Weltmacht zukommen sollte. Keinesfalls erlaubt sind aber Kriege, um gewaltsam den islamischen Glauben zu verbreiten. Dies verwehrt der Koran mit dem Grundsatz: *„Es gibt keinen Zwang in der Religion“* (2,256). Auch darüber hinaus schärft er immer wieder ein, gesetzte Grenzen zu beachten: *„Bekämpft auf Gottes Weg die, die euch bekämpfen! Handelt aber nicht widerrechtlich! ... Wenn sie dann aufhören – Gott ist voller Vergebung und barmherzig.“* (2,190–192) *„Wenn sie sich dem Frieden zuneigen, dann neige auch du dich ihm zu und vertrau auf Gott!“* (8,61)

Da diese Forderungen sehr allgemein gehalten sind, bemüht sich die islamische Ethik, die Bedingungen, unter denen kriegerische Handlungen gerechtfertigt sein können, noch genauer zu bestimmen. Sie kommt dabei zu ähnlichen Ergebnissen wie in christlicher Tradition die Lehre vom „gerechten Krieg“. Freilich haben die ethischen Abwägungen der einen wie der anderen Seite oft nicht die Kraft, die Aggressionen wirklich zu zügeln.

10. Das Gebet

Nichts zeichnet gläubige Menschen nach dem Koran mehr aus, als dass sie beten. Das sollte ihrem Leben Halt geben: *„Sucht Hilfe in der Standhaftigkeit und im Gebet!“* (2,45) Dem entsprechen Gottes Zusagen: *„Ruft zu mir, dann erhöere ich euch!“* (40,60) und: *„Wenn dich meine Diener fragen: Ich bin nahe. Ich antworte dem Ruf des Rufenden, wenn er zu mir ruft.“* (2,186) Eine Beseitigung aller Nöte verspricht dies freilich nicht. Bedrückende Erfahrungen drohen auch in der Sicht des Koran immer wieder die Gläubigen zu überfordern, so dass diese rufen: *„Herr, lade uns nicht auf, wozu wir keine Kraft haben!“* (2,286)

Bedeutsamer als die Gebete persönlicher Art ist für den Islam das rituelle Gemeinschaftsgebet. Es ist grundlegende religiöse Pflicht. Ähnlich der Mönchsliturgie in christlichen Klöstern gliedert es den ganzen Ablauf des Tages. Fünfmal werden die Gläubigen aufgerufen, sich der Gemeinschaft der Betenden anzuschließen, und sei es auch nur für sich allein im privaten Raum. Da sich dabei alle Muslime nach Mekka ausrichten, bilden sie miteinander ein weltweites Rund.

Vorbereitet wird dieses liturgische Gebet durch eine symbolische Waschung und die Wahl eines reinen Gebetsortes (eventuell nur eines kleinen Teppichs); eingeleitet wird es durch die ausdrücklich bewusst gemachte Absicht, dass man sich Gott zuwenden, *„sein Antlitz suchen“* will (6,52). Da das Gebet hauptsächlich aus Suren des Koran besteht, sollte es arabisch gesprochen werden. Eine herausragende Rolle spielt dabei die erste Sure, *„Die Eröffnung (Introitus)“*. In ihren letzten Versen sprechen die Beter Gott unmittelbar an: *„Dir dienen wir. Dich bitten wir um Hilfe. Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, denen du Gnade schenkst, denen nicht gezürnt wird und die nicht irregehen!“* (1,5–7)

Zum rituellen Gebet gehören verschiedene Gesten und Körperhaltungen. So beansprucht es symbolkräftig den ganzen Menschen. Der besondere Ort des Gebets am Freitagmittag ist, vor allem für die Männer, die Moschee.

Häufig bezeichnet der Koran die Gläubigen formelhaft als diejenigen, die zweierlei tun: *„das Gebet verrichten und die Abgabe leisten“* (2,277). Demgemäß verbindet er auch den Gottesdienst mit der Sorge um die Waise und den Armen: *„Weh den Betenden, die bei ihrem Gebet achtlos sind, die nur gesehen werden wollen und die Unterstützung verwehren!“* (107,4–7)

11. Ramadan

Der Höhepunkt des islamischen Jahres ist „*der Monat Ramadan, in dem der Koran herabgesandt worden ist*“ (Sure 2,185). Die fromme Überlieferung hat dieses Ereignis von Gottes Offenbarung auf die Nacht zum 27. datiert. Der Koran rühmt sie als die „*Nacht der Bestimmung*“, die „*besser als tausend Monate*“ ist, da sich in ihr das Geschick der Welt vom Himmel her entscheidet: „*Die Engel und der Geist gehen in ihr hinab mit der Erlaubnis ihres Herrn ... Friede ist sie bis zum Aufgang des Morgens*“ (Sure 97). Wie das Licht des anbrechenden Tages das Dunkel vertreibt, soll von ihr Hoffnung ausgehen für die friedlos-düstere Welt.

Ähnlich den Christen an Weihnachten gedenken also die Muslime der Herabkunft von Gottes Wort „*in gesegneter Nacht*“ (44,2). Sie verleiht dem ganzen Monat seine Bedeutung. Der Ramadan ist für Muslime die festlichste Zeit. Sie soll durch das Fasten gewürdigt werden. Zwischen Sonnenaufgang und -untergang sind Speise, Trank und alle weiteren sinnlichen Genüsse verboten. Seinen eigentlichen Charakter aber erhält der Ramadan durch die vielfältigen Erfahrungen der Gemeinschaft. An den Abenden findet man sich in Familien und Gruppen von Nachbarn und Freunden zum „Fastenbrechen“ zusammen, einem geselligen Mahl, das oft weit in die Nacht hineinreicht. Dabei spielt die Sorge für die Bedürftigen eine wichtige Rolle. Die Moscheen sind auch nachts Orte der Koranrezitation und der stillen Andacht. An das Ende des Ramadan schließt sich das mehrtägige "Fest des Fastenbrechens" an (das bei Türken „Zuckerfest“ heißt). Die Kinder werden beschenkt, die Verwandten besuchen einander, in muslimisch geprägter Gesellschaft sind die Straßen von Vergnügungen erfüllt.

Da sich der muslimische Kalender nach dem Mond richtet, ist sein Jahr um 11 Tage kürzer als unser Sonnenjahr. Somit durchwandert der Ramadan nach und nach alle Jahreszeiten. Dadurch verändern sich seine äußeren Bedingungen erheblich. Wenn die Helligkeit der Tage zunimmt, wird das Fasten erschwert und die Zeiten der Geselligkeit und der Ruhe verkürzen sich. Dies hat auch Auswirkungen in der Arbeitswelt.

Wo Musliminnen und Muslime wie bei uns in der Minderheit sind, bedeutet der Ramadan für sie eine besondere Herausforderung, den Glauben zu bewähren. Vor allem aber bietet er ihnen die Erfahrung ihrer religiösen Gemeinschaft und ihrer persönlichen muslimischen Existenz.

12. Mekka

„Das geehrte Mekka“ – so der Würdetitel der Stadt – ist Mittelpunkt der muslimischen Welt. Das Heiligtum in ihr, die Kaaba (auf Deutsch „der Würfel“), ist in seiner einfachen und leeren Gestalt das Zeichen der Gegenwart Gottes. Nach Mekka richten sich die Gläubigen aller Welt bei ihrem täglichen Gebet; dorthin wallfahren sie, wenn es ihnen möglich ist, wenigstens einmal in ihrem Leben; mit dem Gesicht dorthin gewendet werden die Toten bestattet. In dieser Verehrung dieses Ortes wissen sich die Muslime aller Richtungen und Gruppen geeint, über alle äußeren und inneren Grenzen hinweg. Nach den Worten des Koran gilt Mekka ihnen als *„die Mutter der Städte“* (6,92; 42,7).

Dieser hohe Rang ist mit verschiedenen Erinnerungen verknüpft. Erstens ist Mekka der Geburtsort Mohammeds. Hier erfuhr er seine Berufung zum Propheten und begann er den Koran zu verkünden; hier erlebte er seine ersten Anfeindungen und wurde zur Emigration gedrängt; hierher führte er seine Anhänger gegen Ende seines Lebens aber auch wieder zurück. (Er selbst starb jedoch in Medina und ist dort begraben.)

Zweitens war die Stadt schon in vormuslimischer Zeit ein geachtetes Zentrum, Handels- und Wallfahrtsort, eine Stätte des wirtschaftlichen wie geistigen Austauschs. So berichten die Überlieferungen, die sich um die Kaaba ranken, nicht nur von den altarabischen Kulturen, sondern auch von Beziehungen zu jüdischem und christlichem Glauben. Dies prägte die religiöse Welt, in der Mohammed aufwuchs und auf die sich seine Verkündigung bezog.

Damit eng zusammen hängt die dritte Erinnerung: die an Abraham. In mehreren Suren des Koran wird gesagt, dass er mit seinem Sohn Ismael diese Stadt oder wenigstens das Heiligtum in ihr erbaut habe, damit alle, die an den einen Gott glauben, zu einem gemeinsamen *„Gebetsort“* zusammenfinden können, der ihnen zugleich *„Zuflucht und Sicherheit“* bietet (2,125). Hier betete Abraham selbst, als er *„vom Haus die Fundamente hochzog“*: *„Herr, mach uns dir ergeben (oder: zu Muslimen) und aus unseren Nachkommen eine dir ergebene Gemeinschaft!“* (2,127 f) In diesem Sinn gilt Mekka als *„Abrahams Stätte“* (2,125; 3,97), *„das erste Haus, das für die Menschen errichtet worden ist, ... gesegnet und Führung für alle Welt“* (3,96). So sehen Muslime ihren Glauben, ihre Frömmigkeit und ihr Selbstbewusstsein zuinnerst mit dieser Stadt verbunden.

13. Mann und Frau

Bei den Diskussionen um den Islam spielt die Frage nach der Beziehung von Männern und Frauen eine herausragende Rolle. Im einen Extrem kann man hören, dass die Frauen im Islam keine Rechte hätten, im anderen, dass schon der Koran für die Gleichberechtigung einstehe. Beides ist falsch.

Deutlich trägt der Koran patriarchalische Züge. So heißt es grundsätzlich: *„Die Männer stehen den Frauen vor, weil Gott die einen vor den anderen ausgezeichnet hat und weil sie, die Männer, von ihrem Vermögen ausgegeben haben“* (4,34) – *„Die Männer stehen einen Rang über ihnen“* (2,228). So gelten für beide im Einzelnen auch unterschiedliche Bestimmungen, etwa bei der minderen Bewertung des Zeugnisses von Frauen vor Gericht (2,282), bei ihrem geringeren Erbanteil (4,11), beim Recht des Mannes, gleichzeitig mehrere Frauen zu heiraten (4,3) und seine Frau zu züchtigen (4,34 f).

Die islamische Tradition hat die Vorrangstellung der Männer noch stärker ausgebaut. So wurden aus Forderungen des Koran, dass sich die Frauen dem Brauch entsprechend sittemäßig kleiden mögen (24,31; 33,59), engere Vorschriften, Kopftücher oder Schleier zu tragen, gar sich ganz zu verhüllen. Und daraus, dass der Koran dem muslimischen Mann erlaubt, eine nichtmuslimische Frau zu heiraten, dabei aber vom Recht der muslimischen Frau nichts sagt (5,5), folgerte man, dass ihr die Ehe mit einem nichtmuslimischen Mann verboten sei. Doch werden solche Rechtsordnungen der Tradition heute auch unter Musliminnen und Muslimen selbst kontrovers erörtert.

Unbestreitbar wertete der Koran ursprünglich die Stellung der Frauen in Familie und Gesellschaft auf und stärkte ihre rechtliche und wirtschaftliche Sicherheit. Dass er Männern mehrere Ehefrauen zugesteht, hat deutlich die Versorgung unverheirateter Frauen zum Ziel. Scharf verurteilt der Koran die verbreitete Untat, neugeborene Mädchen zu töten (6,140; 81,8 f).

In formelhafter Wiederholung spricht er immer wieder von *„den gläubigen Männern und Frauen“*, die Gott gemeinsam in seine Pflicht nimmt und auf seinem Weg führt. Über alle geschlechtsspezifischen Rollenunterschiede hinaus sollten Musliminnen und Muslime sich bewusst sein: *„Die gläubigen Männer und Frauen sind einander Freund und Beistand. ... Gott hat den gläubigen Männern und Frauen Gärten versprochen ..., gute Wohnungen in den Gärten Edens.“* (9,71 f)

14. Gläubige und Ungläubige

Beschwörend ruft der Koran: *„Gottes Fluch über die Ungläubigen!“* (2,89) und sagt drohend an: *„Die Ungläubigen bekommen schmerzhaft Strafe“* (2,104). Die Urteile sind streng, die Grenze zwischen Gläubigen und Ungläubigen wird scharf gezogen, aber nicht gleichermaßen deutlich wird bestimmt, wer auf die eine und wer auf die andere Seite gehört, vor allem auch nicht, welche Konsequenzen das in der diesseitigen Welt schon haben soll.

Der Glaube erweist sich für den Islam im Handeln. Die Menschen sind *„nur geheißen, Gott zu dienen, ihm ganz ergeben in der Religion, aus Innerstem gläubig, das Gebet zu verrichten und die Abgabe zu leisten. Das ist die rechte Religion.“* (98,5) Auch wo der Koran katechismusartig einige Glaubensinhalte aufzählt, geht er gleich dazu über, soziale Aufgaben zu nennen: *„Frömmigkeit ist nicht, dass ihr euer Gesicht nach Osten oder Westen wendet, sondern wenn man an Gott glaubt, den Jüngsten Tag, die Engel, die Schrift und die Propheten, wenn man das Vermögen, obwohl man es liebt, der Verwandtschaft, den Waisen, den Notleidenden, dem Reisenden, den Bettlern und für die Sklaven gibt, wenn man das Gebet verrichtet und die Abgabe leistet. Die ihre Verpflichtung, wenn sie eine eingegangen sind, erfüllen und die standhaft sind in Not, Drangsal und Zeit der Gewalt, das sind die, die die Wahrheit sagen, das sind die Gottesfürchtigen.“* (2,177) Dementsprechend gilt dann umgekehrt: *„Die Ungläubigen, das sind die, die Unrecht tun.“* (2,254).

Solche Abwehr steigert sich mit den kriegerischen Auseinandersetzungen: *„Die Ungläubigen sind euch offenkundig feind.“* (4,101) Hier geht es nicht um dogmatische Verirrungen, sondern um die Gefährdung der Gemeinschaft. Von Angst bedrängt rufen die Gläubigen zu Gott: *„Hilf uns gegen die ungläubigen Leute!“* (2,250.286; 3,147) In äußerster Situation fordert der Koran sie sogar auf: *„Doch wenn sie euch bekämpfen, dann tötet sie! So wird den Ungläubigen vergolten.“* (2,191)

Aber derart harten Sätzen stehen Weisungen aus anderer Situation gegenüber, in denen Gott Gelassenheit verlangt: *„Wenn jemand nicht glaubt, so soll dich sein Unglaube nicht traurig machen. Zu uns kehren sie zurück. Da tun wir ihnen kund, was sie getan haben.“* (31,23) Wo die Verhältnisse es zulassen, darf man sogar sagen: *„Wer da will, möge glauben, und wer will, ungläubig sein!“* (18,29)

15. Die Leute der Schrift

Eine besondere Gruppe unter denen, die der Koran unmittelbar anspricht, sind „die Leute der Schrift“, „die Schriftbesitzer“. Damit sind in erster Linie Juden und Christen gemeint. Sie zeichnen sich nach muslimischer Sicht dadurch aus, dass sie Zeugnisse von Gottes Offenbarung haben – „*die Schrift des Mose*“ (11,17), „*die Tora und Evangelium*“ (3,5) –, wenn auch nicht mehr in originaler Fassung, sondern von Veränderungen und Verfälschungen beeinträchtigt; denn: „*Ein Teil von ihnen hörte stets Gottes Wort. Dann aber, nachdem sie es verstanden hatten, entstellten sie es wissentlich.*“ (2,75)

So wird den „Leuten der Schrift“ im Koran eine zwiespältige Rolle zugesprochen: Einerseits sind sie als Empfänger von Gottes Botschaft den Muslimen ebenbürtig; andererseits haben sie als Hörer und Leser, die die Schrift zuverlässig weitergeben sollten, vor allem in zwei wesentlichen Stücken versagt: Erstens sind sie nicht eindeutig dem Glauben an Gott als dem einzigen Herrn treu geblieben und zweitens leugnen sie, dass auch Mohammed mit dem Koran von Gott gesandt ist. Hätten sie sich nur an ihre Schriften gehalten und „*sie in rechter Weise verlesen*“ (2,121), wären sie nicht auf solche Irrwege gekommen.

Zählen Juden und Christen für den Islam damit zu den Gläubigen oder den Ungläubigen? Eine Zwischenstellung gibt es nicht. Muslime antworten unterschiedlich: Nach der traditionell vorherrschenden Auffassung können nur diejenigen als gläubig gelten, die auch Mohammed als Gottes Propheten anerkennen, da sie ihn doch schon „*bei sich in der Tora und im Evangelium verzeichnet finden*“ müssten (7, 157). In diesem Sinn weist der Koran Mohammed an: „*Sag: ‚Gehorcht Gott und dem Gesandten!‘ Doch wenn sie sich abkehren – Gott liebt die Ungläubigen nicht.*“ (3,31 f). Aber daneben lesen wir im Koran auch offener gehaltene Urteile: „*Sie sind nicht gleich. Unter den Leuten der Schrift gibt es eine aufrechte Gemeinschaft. Sie verlesen Gottes Zeichen in den Nachtzeiten und werfen sich dabei nieder. Sie glauben an Gott und den Jüngsten Tag, gebieten das Rechte, untersagen das Verwerfliche und beeilen sich in den guten Dingen. Die gehören zu den Rechtschaffenen. Was sie an Gutem tun, das wird ihnen nicht abgesprochen werden. Gott kennt die Gottesfürchtigen.*“ (3,113–115) So kann das Urteil letztlich ihm anheim gestellt bleiben.

16. Jesus

Keinen von Gottes Gesandten zeichnet der Koran derart mit würdevollen Benennungen aus und keinen sieht er so durch Wunder geehrt wie Jesus. Der Beginn seines Lebens schon ist bedeutungsvoll, denn er erinnert an die uranfängliche Erschaffung der Menschen: *„Mit Jesus ist es bei Gott wie mit Adam“*, Maria empfängt ihn allein dadurch, dass Gott sagt: *„Sei!“* (3,59). So macht er ihn und seine Mutter *„zu einem Zeichen für alle Welt“* (21,91). Und am Ende seines irdischen Lebens wird Jesus auf geheimnisvolle Weise vor dem tödlichen Zugriff seiner Gegner gerettet. Sie meinen, sie könnten ihn am Kreuz vernichten; doch sie irren: *„Sie haben ihn sicher nicht getötet, sondern Gott hat ihn zu sich erhoben.“* (4,157 f) So sieht der Koran Jesu ganze Existenz umgriffen von Gottes allmächtiger Zuwendung.

Dennoch hat Jesus in der Sicht des Koran keine Stellung inne, die nicht auch anderen Propheten zukäme. Letztlich ist er nicht von ihnen unterschieden, sondern ihnen zugeordnet. *„Geehrt ist er im Diesseits und im Jenseitig-Letzten. Er gehört zu denen, die (Gott) nahe gebracht sind.“* (3,45) Damit beides festgehalten werde, seine besondere Erwählung und sein doch ganz menschliches Wesen, heißt er im Koran am häufigsten *„Jesus, der Sohn Marias“* (z.B. 2,87). Nur bei diesem einen Propheten wird die Abstammung zum Bestandteil des Namens. Nie könnte der Koran Jesus „Gottes Sohn“ nennen, denn damit verbindet er polytheistische Verhältnisse, in der die Götter und Göttinnen nach menschlicher Weise Söhne und Töchter haben.

Jesu ganze Bedeutung beruht für den Islam darin, dass Gott ihn als seinen Gesandten mit der Verkündigung des Evangeliums betraut hat, auf dass er seinem Volk *„Führung und Licht“* bringe (5,46). Jesus selbst betont im Koran seine Abhängigkeit von Gott gerade dort deutlich, wo er seine Wunder ankündigt: *„Ich heile den Blinden und den Aussätzigen und mache Tote wieder lebendig – mit Gottes Erlaubnis –“* (3,49). Ausdrücklich handelt er nicht aus eigenem Vermögen und Ermessen, sondern nur von Gott ermächtigt. Damit man dies nicht vergesse, schärft Gott selbst im Koran ein: *„Er ist nichts als ein Diener, dem wir Gnade geschenkt und den wir zu einem Beispiel für die Söhne Israels gemacht haben.“* (43,59) Dies aber bedeutet keine Herabstufung Jesu, sondern höchste Anerkennung. In diesem Sinn wird dann auch gesagt, dass Jesus von Gott *„mit dem Geist der Heiligkeit“* gestärkt wurde (2,87), dass er *„sein Wort“* ist und *„Geist von ihm“* (4,171).

17. Das Gericht

Die Überzeugung, dass die Menschen am Jüngsten Tag auferweckt werden, damit sie über ihr Leben Rechenschaft ablegen, durchzieht den ganzen Koran. Dabei bringt er auch die Selbstsicherheit derer zur Sprache, die ihm entgegengesetzt behaupten: *„Es gibt nur unser diesseitiges Leben. Wir sterben und leben. Nur die Zeit vernichtet uns.“* (45,24) Verwerflich ist dies für den Koran nicht als bloße weltanschauliche Theorie; ihm geht es darum, welches Handeln so gerechtfertigt wird: *„Was meinst du von dem, der das Gericht leugnet? Das ist der, der die Waise zurückstößt und nicht zur Speisung des Armen anhält.“* (107,1–3) Solchen Menschen hält der Koran drohend entgegen: *„Ihr werdet gewiss nach dem befragt, was ihr stets getan habt“* (16,93), und in häufiger formelhafter Wiederholung versichert er ihnen: *„Ihr werdet erfahren!“* (16,55) Nicht irgendwann einmal, sondern jetzt schon ist das Gericht höchst ernst; es lässt sich nicht als eine ferne Sache abhalten: *„Nein, es kommt plötzlich über sie, überrascht sie, sie können es nicht abwehren und ihnen wird kein Aufschub gewährt“* (21,40) – *„vielleicht“ steht es gar schon „dicht hinter euch“* (27,72).

Alles, was die Menschen in ihrem Leben getan haben, wird ihnen wieder vorgelegt *„an jenem Tag, da ihre Zunge, ihre Hände und Füße gegen sie bezeugen, was sie stets getan haben“* (24,24). Nach anderer Vorstellung wird jedem das Buch ausgehändigt, in dem seine Taten stehen, dem einen *„in seine Rechte“*, dem anderen *„in seine Linke“* (69,19.25), dem einen zum Heil, dem andern zum Unheil: *„Das ist der Tag der Scheidung“* (77,38). Bestürzt ruft der, der diese Stunde nie wahrhaben wollte: *„Wäre mir doch meine Schrift nicht gegeben worden und hätte ich doch nicht erfahren, wie meine Abrechnung ist!“* (69,25f) Ihm brechen seine früheren Sicherheiten zusammen.

In gewaltigen Bildern stellt der Koran vor Augen, dass den Menschen dabei zugleich ihre ganze Welt einstürzt. *„Wenn der Himmel zerbrochen wird, die Sterne zerstreut, die Meere aufgerissen und die Gräber aufgewühlt werden, erfährt man, was man früher getan oder und aufgeschoben hat.“* (82,1–5) – *„Wenn dann der Blick geblendet ist, der Mond sich verfinstert, Sonne und Mond miteinander vereinigt werden, an jenem Tag sagt der Mensch: ‘Wo gibt es Ausflucht?’ Aber nein, keine Zuflucht! Bei deinem Herrn ist an jenem Tag die Stätte.“* (75,7–12)

18. Die paradiesischen Gärten

Nach islamischem Glauben ist unsere Welt Gottes gutes Werk. Was immer sie uns bietet, dürfen wir nehmen zu Gebrauch und Genuss. Dabei ist uns freilich – in islamischer wie christlicher Sicht – ein doppelter Vorbehalt gesetzt: Erstens stehen wir in sozialer Verantwortung und haben uns darum zu kümmern, dass auch unsere Mitmenschen ihren Anteil bekommen; zweitens haben wir die jetzige Welt nur befristet und sollen unseren Blick über sie hinaus auf eine Zukunft richten, die nicht mehr von Leid, Tod und Schuld betroffen sein wird. So stellt uns der Koran zweierlei vor Augen: *„Das diesseitige Leben hier ist Nutznießung, das jenseitig-letzte aber ist das beständige Haus.“* (40,39) Nur wer sein Herz nicht von dem gefangen nehmen lässt, was er jetzt besitzt, wird am Ende sagen können: *„Welch guter Lohn und schöner Ruheplatz!“* (18,31)

Der beste Ort, an dem sich Menschen zu festlicher, friedvoller und freudiger Gemeinschaft zusammenfinden können, ist für den Koran „der Garten“. In ihm, nicht etwa „im Himmel“, sieht er das höchste Ziel menschlichen Lebens. Manchmal beschränkt er sich dabei auf die Andeutung weniger Züge. *„Das Inbild des Gartens, der den Gottesfürchtigen versprochen ist: Unten fließen in ihm Flüsse, seine Frucht ist beständig und sein Schatten.“* (13,35). Oft aber entwirft er auch sinnenfreudige Szenerien, bei denen Menschen vergnüglich miteinander feiern, anmutig und reich gekleidet, mit Früchten und Getränken beköstigt, von jungen Männern und Mädchen bedient – erotische Momente sind mit ihm Spiel (56,12–38; 76,5–22). Ausdrücklich verspricht der Koran diese paradiesischen Freuden *„den gläubigen Männern und Frauen“* gemeinsam (9,72).

Ob man diese Schilderungen als bloße Sinnbilder verstehen darf für ein Jenseits, das alle Vorstellungen übersteigt, oder ob man sie wörtlich wie Abbilder nehmen soll, wird in den islamischen theologischen Traditionen unterschiedlich beantwortet. Der Koran selbst jedenfalls beschließt einmal die Verheißung der *„Gärten Edens“* mit der Feststellung: *„Größer aber ist Wohlgefallen Gottes.“* (9,72) Dem entsprechen auch die wenigen, aber ganz innigen Worte, mit denen Gott am Jüngsten Tag jeden Einzelnen der Gläubigen begrüßt: *„Du beruhigte Seele, kehre zurück zu deinem Herrn, zufrieden und ihm wohlgefällig! Geh hinein zu meinen Dienern! Geh in meinen Garten!“* (89,27–30)

19. Gottes schönste Namen

Nach islamischem Glauben erweist sich Gott den Menschen, die von Natur aus „*gottesbedürftig Arme*“ sind, als „*der Reiche*“ (35,15). Damit ihnen dies eindringlich bewusst werde, gebraucht der Koran für ihn eine Fülle von Namen. Die fromme Tradition zählt 99, den hundertsten aber, den größten, belässt sie als Geheimnis, damit niemand meine, er könne das Wesen Gottes ergründen. Im Koran findet man die Benennungen Gottes häufig paarweise zusammengestellt und variiert – „*Er ist der Schöpfer und Wissende*“ (15,86), „*der Hörende und Sehende*“ (17,1), „*der Erhabene und Große*“ (34,23) usw. Einmal sind sie auch zu einer Kette gereiht: „*Er ist der Allerbarmer und Barmherzige ... der König, der Heilige, der Friede, der Sicherheit Stiftende, der Gewissheit Gewährende, der Mächtige, der Gewaltsame und Stolze ... der Schöpfer, Erschaffende und Bildner. Er hat die schönsten Namen. ... Er ist der Mächtige und Weise.*“ (59,22–24)

Dabei fällt auf, dass der Koran hier und an allen übrigen Stellen, an denen er die Schönheit von Gottes Namen preist, zugleich vor den Irrwegen der anderen Religionen warnt: „*Er ist Gott, außer dem kein Gott ist*“ (59,22 f) – „*Gott, kein Gott ist außer ihm. Er hat die schönsten Namen.*“ (20,8) – „*Ruft zu »Allah« oder »dem Allerbarmer«! Zu wem ihr auch ruft, er hat die schönsten Namen. ... Das Lob gebührt Gott, der sich kein Kind genommen hat ...*“ (17,110 f). Hier wird ein grundsätzliches Problem des islamischen Glaubens spürbar: Einerseits setzt er sich heftig von der vielgestaltigen Götterwelt um ihn herum ab – ihr kommt nach seiner Sicht auch der christliche Glaube zu nahe –; andererseits aber will er den übrigen Religionen in ihrem Reichtum göttlicher Namen und Bilder nicht nachstehen. Einerseits soll Gott der ganz Jenseitige sein, dem nichts gleicht; andererseits tragen fast alle seiner Benennungen welthafte und menschliche Züge. Die islamische Theologie hat mit diesen Schwierigkeiten von früher Zeit an viel gerungen. Wie kann Gott bei Menschen so zur Sprache kommen, dass er kein leerer Begriff bleibt, sondern auch ihre Vorstellungskraft, ihr Denken und ihr Gemüt ergreift? Wie aber kann er dann noch Gott sein?

Letztlich geht im Islam wie in den anderen Religionen alles gläubige Reden von menschlichen Beziehungen aus und kommt von ihnen nicht los – außer im Gedanken an einen letzten Namen, den niemand kennt.

20. Die 93. Sure „Der lichte Morgen“

Am Ende dieser Miniaturen des islamischen Glaubens soll die 93. Sure des Koran stehen. Sie stammt aus der frühen Zeit der Verkündigung Mohammeds in Mekka. In ihrer Kürze, der Ausdruckskraft ihrer Sprache und der Eindringlichkeit dessen, was sie sagt, ist sie ein herausragendes Zeugnis islamischen Glaubens.

Sie beginnt mit einem zweiteiligen Schwur, der den ganzen Tag ins Bewusstsein ruft, dabei zugleich die äußersten Zeiten des Gebets mit dem in der Frühe aufbrechenden Licht und der späten, dunklen Ruhe.

Sämtliche darauf folgenden Verse sprechen Mohammed an und stellen ihm sein ganz von Gott geleitetes Leben vor Augen: dass er früh elternlos geworden war und dennoch familiären Schutz erhielt; dass er nicht zu den Gläubigen gehört hatte, aber doch zu ihnen kam; dass er arm gewesen war und begütert wurde. An diese dreifache Erinnerung schließen sich drei entsprechende Forderungen an.

Da sich diese Sure zwar an Mohammed wendet, ihn aber weder mit Namen benennt noch sonst individuell kennzeichnet, kann sich jeder angesprochen sehen, auch wenn er dann die lebensgeschichtlichen Momente in übertragenem Sinn nehmen muss.

Der Blick der Sure richtet sich auf Vergangenes und Künftiges, auf Diesseits und Jenseits, auf familiäre, religiöse und wirtschaftliche Lage. In jeder dieser Hinsichten sollen Mohammed und die Menschen insgesamt der Gnade Gottes gedenken. Aber das Leben, das über den Tod hinausreicht, steht höher als alles andere.

Im Namen Gottes, des Allerbarmers und Barmherzigen.

Beim lichten Morgen

und bei der Nacht, wenn sie still ist!

Dein Herr hat dich nicht verlassen und nicht verworfen.

Das Jenseitig-Letzte ist besser für dich als das Erste.

Dein Herr wird dir geben, da wirst du zufrieden sein.

Hat er dich nicht als Waise gefunden und dir Bleibe gewährt,

dich verirrt gefunden und geführt,

dich bedürftig gefunden und reich gemacht?

So tu der Waise nicht Gewalt an

und schilt nicht den Bettler!

Die Gnade deines Herrn aber erzähle!